

■ Heimat Babylon?

Weltmusik in NRW

Die Veranstaltergemeinschaft war ebenso bunt gemischt wie die Gruppe der TeilnehmerInnen. Hier fanden sich sowohl RepräsentantInnen der Landeskulturverwaltung und kommunalen Kulturpolitik wie auch VertreterInnen der Musikbranche und Veranstaltungswirtschaft. Museumsfachleute waren genauso anwesend wie MusikjournalistInnen und Verbandsfunktionäre, potenzielle Geldgeber ebenso wie FestivalmacherInnen und Agenturprofis.

Und das war auch gut so; denn das Thema speist sich gerade aus der Differenz und Vielfalt des Genres, seiner AkteurInnen und FörderInnen. So waren die äußeren Bedingungen bestens, und die Podiumsdiskussion im Schumann-Saal des Düsseldorfer *museums kunst palast* versprach, eine muntere und dennoch die Sache weiterführende Angelegenheit zu werden. Die ca. 80 Anwesenden konnten also gespannt sein auf die Veranstaltung, die sich den »Babylonischen Klängen an Rhein und Ruhr«, d.h. den globalen Musikkulturen in NRW widmen sollte.

Doch zunächst ging es um die konzeptionelle Verortung des Themas, die Francis Gay vom *Funkhaus Europa* als Moderator folgendermaßen umriss: Nordrhein-Westfalen ist ein Musikland. Neben den klassischen Angeboten der Musiktheater und Konzerthäuser existiert hier eine lebendige Vielfalt von Musikszenen, Veranstaltern und Musikproduzenten aus den Bereichen Rock & Pop, Jazz, Rap und HipHop. In den Vordergrund des Hörerinteresses ist dabei eine Musikrichtung gerückt, die landläufig als Weltmusik bezeichnet wird, weil sie besonders auf die interkulturelle und internationale Dimension von Musiktraditionen und Musikkulturen verweist. Obwohl in den Medien mittlerweile präsent, mangelt es dieser Musikform weiterhin an kulturpolitischer Anerkennung als eigenständige Kunstform.

Auf dieses Manko zu reagieren, war nun Aufgabe des Podiums, auf dem sich der Generaldirektor des Museums, Jean-Hubert Martin, der Musikwissenschaftler Dr. Martin Greve, der Künstlerische Leiter des *Weltmusik-Festivals TFF* in Rudolstadt (Thüringen), Bernhard Hanneken, und der Musikjournalist Harry Lachner von der *Süddeutschen Zeitung* befanden. Ihnen zur Seite und eher die Position des Kulturpolitik resp. -verwaltung markierend, standen Ulla Harting, Referatsleiterin im *Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kul-*

tur und Sport NRW (MSWKS) und dort zuständig für »Interkulturelle Kulturarbeit, sowie der Dortmunder Kulturdezernent Jörg Stüdemann, der darüber hinaus als Mitglied im Vorstand der *Kulturpolitischen Gesellschaft* agiert.

Den Anfang machte Jean-Hubert Martin, der die multi- und interkulturelle Ausstellungspraxis des Museums schilderte. Man müsse die Künste der anderen Kulturen – auch deren Musiktraditionen – viel stärker öffentlich präsentieren, so der Museumschef, um das immer noch existente kolonialistische Denken hierzulande aufzubrechen. Dem konnte sich Jörg Stüdemann nur anschließen, machte aber gleichzeitig auf die finanzielle Notlage vieler Kommunen in NRW aufmerksam, die einer wirkungsvollen Unterstützung von »Weltmusik« als Importware wie auch Eigenprodukt der ZuwanderInnen entgegenstünde.

Martin Greve verwies dagegen auf die infrastrukturellen Defizite, die der Musik für und vor allem von MigrantInnen gemeinhin begegneten. Der deutsche Kulturbetrieb mit seinen institutionalisierten »Flaggschiffen« wie Konzerthaus, Musiktheater oder Musicaldom wäre weitgehend resistent gegenüber den musikalischen Vorlieben und Angeboten der ZuwanderInnen. Dabei sei doch Integration nicht nur ein soziale Prozess, sondern bedürfe ebenso des interkulturellen Dialogs im Medium der Kunst resp. der Künste.

Bernhard Hanneken griff dieses Argument gern auf, verwies in diesem Zusammenhang allerdings auf die definitorische Unschärfe des Begriffs »Weltmusik«. Er plädierte stattdessen für die Vielfalt musikkultureller Angebote, die es allerdings schwer mache, Qualität eindeutig zu identifizieren und vom gängigen Mainstream zu unterscheiden. Harry Lachner führte diese Argumentation weiter und verwies darauf, dass die gegenwärtig »veröffentlichte« Weltmusik nur deren marktgängiger Ausdruck sei. Dagegen müsse man das Sperrige, das Qualitätsvolle heute noch genauso suchen wie vor 20 Jahren. Und es sei noch gar

nicht ausgemacht, ob die Identifikation »guter« Weltmusik nicht letztlich über den wirtschaftlichen Erfolg auch deren musikalische Nivellierung begünstige.

Die Vertreterin des Kulturministeriums setzte in ihrem Statement indes einen anderen Schwerpunkt. Sie skizzierte zunächst Selbstverständnis und Aufgaben des entsprechenden Referates »Interkulturelle Kulturarbeit«, um dann die aktuelle Förderpraxis des Hauses zu beschreiben. So habe man in diesem Jahr auch mehrere Musikprojekte unterstützt, sofern sie den interkulturellen Dialog und den künstlerischen Austausch zwischen Deutschen und MigrantInnen im Blick gehabt hätten. Entscheidendes Förderkriterium sei allerdings auch hier wie in den anderen Sparten der künstlerische

musikalische Qualitätsanspruch gewesen, der weitere kulturpolitische Erwartungen – etwa im Sinne einer Förderung der gesellschaftlichen Integration im Medium des Kunst – nicht ausschließe.

Damit waren zugleich die vielfältigen Erwartungen angesprochen, die Politik und Gesellschaft mit der Weltmusik sowie mit Kunst und Kultur überhaupt verknüpfen. In der Podiumsrunde waren sich die DiskutantInnen zumindest darin einig, den »interkulturellen Nebennutzen« der Weltmusik im Sinne eines besseren Verständnisses für das Fremde und Unbekannte aufzugreifen. Dies kann aber nur dann gelingen, wie Jean Hubert Martin in seinem Schlusswort deutlich machte, wenn auch der soziokulturelle Kontext, in dem die Kunstform entstanden sei, vermittelt wird. Von daher hat man Lotsen und ÜbersetzerInnen nötig, die das schwierige Geschäft der künstlerischen Vermittlungsarbeit beherrschen, um so auch die interkulturelle Verständigung, aus der Verständnis erwachsen kann, zu bewerkstelligen. Und nicht zuletzt, so die einhellige Meinung im Plenum, braucht man weiterhin den öffentlichen Diskurs über die Kulturen der Welt in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, wie er im *museum kunst palast* so anregend gepflegt wurde.

Franz Kröger



Blick in's Foyer des Robert-Schumann-Saals